

Vergessen mit gesteuert. Man kann freilich auch Dinge und Perioden dem eigenen Vergessen entreißen. Dazu gehört, dass man zwischen absolutem Vergessen, das unaufhebbar ist, und relativem Vergessen unterscheidet. Relatives Vergessen kann man selbst durch Erforschen der Erinnerung beheben. Über Zeitpunkte kann man sich aufgrund des relativen Vergessens irren, auch wenn man das Erlebnis präsent hat. Nichts ist so präsent, wie es einmal präsent gewesen ist. Das gilt nicht nur für große Geschichte, sondern auch für die Umstände einer Lebensgeschichte. Andererseits: Gefühle scheinen nicht zu veralten, wenn sie wieder in der Erinnerung wach werden, als hätten sie vorher in einem anderen Raum geschlafen.

Ein Merkmal in der Erinnerung ist die Plastizität des Früheren, das vor dem Späteren kommt und dieses, weil es schneller abläuft, dominiert. Was wir erstmals erleben: Freundschaften, Liebe, Erfolge, Einbrüche, aber auch Religion und Wissen – all das ist viel plastischer und mit stärkeren Konturen versehen, als dies bei Wiederholungen oder Ergänzungen der Fall sein kann. Die Routine glättet die Erinnerung, der Alltag senkt das Profil der Wahrnehmungen und der Erlebnisse. Die unterschiedliche Plastizität der Erinnerung hängt also nicht von der Zeitdistanz ab; es gibt eine (Un-)Mittelbarkeit ohne Zeitnähe. Eine Einprägung ist in jungen Jahren stärker, in älteren Jahren ist sie u. U. dauerhafter, selbstverständlicher.

Ältere leben nicht in jeder Hinsicht gleichzeitig. Zur gleichen Zeit wie Jüngere zu leben, aber nicht mehr mit ihnen gleichzeitig zu sein, das ist ein Lebensgefühl. Wie geht man damit um? Nostalgie als Umgang, Anpassung und Protest als Umgang? Wie lebt man altersgemäß zeitgemäß? Das sind Fragen, die ich hier nicht theoretisch angehen will. Ich will nur ein Bewusstsein verdeutlichen, das mit den Jahrzehnten der Digitalisierung als Revolution des Alltags und der täglichen Arbeit zu tun hat. Während sich im Alter Lernprozesse verlangsamen, wird eine beschleunigte Aufnahmefähigkeit verlangt. Ich vermute, dies haben frühere Generationen kaum anders empfunden. Ich erinnere mich, welche Lernvorgänge das Telefonieren mir als Kind abverlangte, vermutlich auch, weil es in den fünfziger Jahren noch gar nicht in unseren dörflichen Alltag integriert war. Ganz anders ist das mit den mobilen Smartphones, mit den Navis und mit den abrufbaren

digitalen Speichern, die so vieles erleichtern, uns selbst aber zugleich durch das, worüber wir verfügen können, auch verfügbarer machen.

Nicht einverstanden zu sein bedarf in der Öffentlichkeit, vor allem im Umgang mit den Medien, eines Klugheitstrainings. Insbesondere muss man darauf achten, dass man, falls man mit Medien zu tun hat, nicht zur deklamierenden Figur verkürzt wird, die als Merkmal für eine Position abrufbar wird. In Talkshows erhalten die Beteiligten oft eine Art Bauchbinde, die sie als Position einbringt, statt sie in aller Differenziertheit wahrzunehmen. Oft fühlte ich mich aber, z.B. bei Medienanfragen in den achtziger und neunziger Jahren, als Fachmann für „einerseits – andererseits“, wenn auch nicht für „sowohl – als auch“. Manchmal muss man seine Positionen ohnehin überdenken.

Das „Dennoch“ einer Haltung, die „nicht einverstanden“ ist, muss jedoch, weder im zivilen, bürgerlichen noch im kirchlichen Bereich, grimmig und aggressiv sein. Kritik drückt sich auch durch Humor, Ironie und Satire aus. Humor, Ironie und Satire lassen das Wo-für im Wogegen aufleuchten, ohne es direkt benennen zu müssen.

Warum also dieses Buch? Es soll eine Biographie sein, aber dies nicht allein! Ich halte sehr viel von Erfahrungen, in denen Erlebnisse gleichsam nur das Rohmaterial sind. Erfahrungen werden sie erst, wenn sie als erzählte Erinnerungen verarbeitet sind, nicht nur als Merkmale der Person, die diese Erfahrungen macht, und als Geschichte ihrer Anliegen, sondern auch als ein Beitrag zu bestimmten sachlichen Einsichten. Diese sind teils fachbezogen, teils richten sie sich auf übergreifende Themen und Situationen in Kirche und Gesellschaft, um zu ihrer kritischen Klärung aus ethischer und theologischer Sicht einen Beitrag zu leisten.

In dieser Hinsicht bin ich nicht nur auf die Vergangenheit hin orientiert – mir geht es auch um den Blick nach vorne. Indem ich von mir und meinem langen Leben an der Universität (seit 1959) und im Wissenschaftsdialog erzähle, möchte ich auch gegen einen möglichen Erfahrungsverlust ankämpfen. Beschleunigung frisst Erfahrung auf. An ihre Stelle tritt die quantitative und mechanische Analyse mit Algorithmen. Sie hat ihren spezifischen Sinn im menschlichen Fortschritt. Aber es wäre gut, wenn es, wie Robert Musil sagte, auch ein „Generalsekretariat für Genauigkeit und Seele“ geben könnte. Wie Friedrich Hölderlin setzt Musil auf rettende Metaphern.

Die Zukunft ist nicht metaphorisch, aber Erfahrungen könnten in ihr so weiterwirken, dass es wenigstens keine Wiederholungen vergangenen Grauens gibt.

Mein akademisches Leben chronologisch zu erzählen ist dadurch erschwert, dass es, um es scherzhaft zu sagen, manchmal dem Kinde gleicht, das in einem aufgezeichneten Muster auf der Straße hin und her springt oder das sich einen Blumenstrauß aus sehr verschiedenen Blumen zusammenpflückt. Gewiss ist dies ein Sich-selbst-Belächeln, aber es ist nicht als Selbstkorrektur gemeint – denn ich stehe dazu. Meine gleichzeitige Mehrfachpräsenz auf unterschiedlichen Aktionsfeldern scheint mir auch im Nachhinein insofern unvermeidlich, als mir daran liegt, ein Problem aus möglichst vielen Perspektiven zu analysieren und anzugehen. Freilich: Wenn ich jetzt Lebensgeschichte erzähle, sehe ich das Problem, Zeitgleiches im Miteinander zu behandeln. Das ist unmöglich. Denn Schreiben zerlegt in ein Nacheinander. Ich muss Zeitgleiches in Zusammenhänge aufteilen, die ich, obwohl sie zeitgleich sind, im Nacheinander erzähle.

Im Anschluss an die erzählenden Kapitel des ersten Teils dient ein zweiter Teil dazu, persönliche Erfahrungen und entsprechende Einstellungen zu erläutern, die für meine Arbeit und mein akademisches Leben leitend waren. Ich vergewissere mich dieser Einstellungen, etwa zum Nonkonformismus, zum Kompromiss, zum Laientum in der Kirche, zu einzelnen Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft, um den erzählten biographischen Passagen einen Hintergrund zu geben. Dies lässt sich nicht in kurzen Sachklärungen erläutern. Sie würden wie Meinungen oder wie Bekenntnisse aussehen. Meine Intention ist es jedoch, zu zeigen, welche Gedanken durch Erfahrungen bewegt werden und welche Einstellungen dadurch hervorgerufen werden, auch wenn die Erfahrungen zunächst Beweggründe – und keine Beweisgründe – hervorbringen. Ich versuche, Beweggründe (Motive) mit Beweisgründen auszustatten. Wenn ich daher von „nicht einverstanden“ als Bilanz von Erfahrungen spreche, erspart mir das nicht, diese Erfahrungen an pointierten Stellen mit Begründungen zu ergänzen. Daher hat dieses Buch zwei Teile: einen an der Chronologie orientierten Teil und einen zweiten Teil, in dem ich einige Fragen diskursiv behandle, die unmittelbar mit meinen persönlichen Erfahrungen zusammenhängen.

Zu den Erfahrungen anderer Kollegen verweise ich auf Konrad Hilpert (Hg.), *Theologische Ethik – Autobiografisch*, 2 Bde., Paderborn 2007 und 2009. Darin findet sich auch ein Beitrag von mir, Bd. 2, 153–196: „Ethik der Lebenskunst und die Moral sozialer Institutionen“. Noch war keine Frau in den Erinnerungen vertreten. Der Schritt eines Laien an eine Katholisch-Theologische Fakultät mit Priesterausbildung war lange Zeit besonders erschwert. Der Unterschied war dadurch verstärkt: In der Moraltheologischen Arbeitsgemeinschaft in Deutschland waren z. B. nur Professoren an Fakultäten mit Priesterausbildung zugelassen. Daher war ich dort zunächst allein unter Priestern. Heute haben sich diese Verhältnisse schrittweise, aber grundlegend geändert.

Es gibt die Autobiographie eines Moraltheologen in Tübingen: Franz Xaver Linsenmann (geschrieben 1835–1896), des designierten, aber vor der Bischofsweihe verstorbenen Bischofs von Rottenburg. Das Manuskript dieser Autobiographie gab mir der Herausgeber Rudolf Reinhardt 1972 zum Lesen. Beim Lesen fiel mir auf, wie sehr Linsenmann in seinen Erinnerungen mit tief empfundenen Verletzungen zu tun hatte. Mir erschien dies angesichts seines Renommées als erstaunlich. Er berichtet oft, dass seine „Stimmung [...] trotz der im ganzen wohl geordneten Verhältnisse in Tübingen oftmals eine sehr gedrückte [war]“ und er wiederholt „daran dachte, sich auf eine Landpfarrei zurückzuziehen“ (240). Linsenmann litt unter Empfindlichkeiten und gesundheitlichen Einschränkungen. Sein Lehrbuch der Moraltheologie kennzeichnet früh den Beginn einer nachscholastischen Phase. (Vgl. Rudolf Reinhardt, Hg., *Franz Xaver Linsenmann. Sein Leben*, Sigmaringen 1987, als erster Band geplant, der zweite Band ist nicht erschienen.)

Wenn ich es schon wage, mich (teilweise) in diese Tradition zu stellen, dann erwähne ich noch eine Brücke zur Theologischen Ethik in Tübingen im 20. Jahrhundert: Eric Gaziaux, *L'autonomie en morale. Au croisement de la philosophie et de la théologie*, Leuven 1998. Eric Gaziaux versucht, Entwicklungen der Autonomie nachzuzeichnen, von Immanuel Kant über Theodor Steinbüchel zu Alfons Auer.

**ERSTER TEIL:**

**Eine Chronologie der Erinnerungen und  
Erfahrungen**